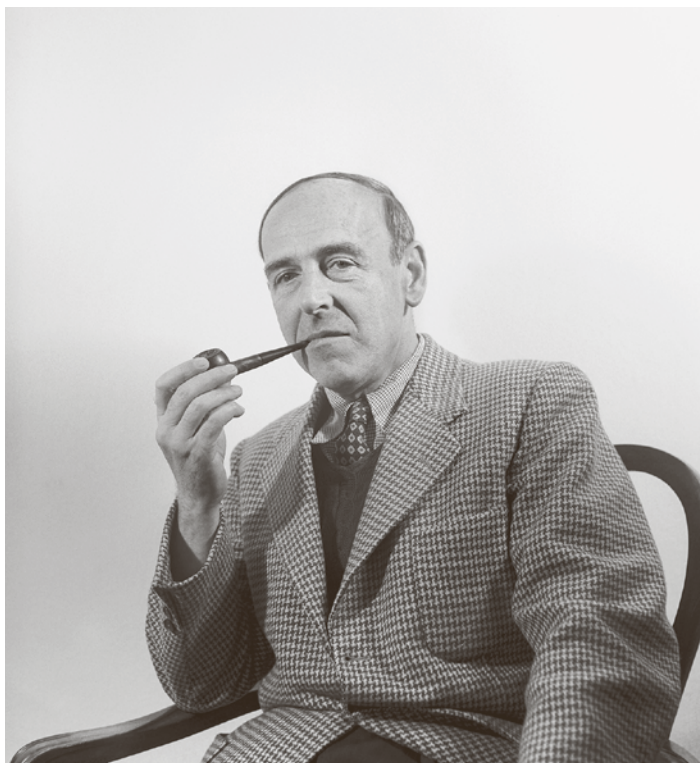


Aufricht, *Und der Haifisch, der hat Zähne*





Ernst Josef Aufricht, 1954

Ernst Josef Aufricht, geb. 1898 in Schlesien, debütierte 1920 als Schauspieler am Staatstheater Dresden, ab 1923 war er an verschiedenen Theatern in Berlin engagiert. 1928 pachtete er das Theater am Schiffbauerdamm – die spätere Spielstätte des Berliner Ensembles – und leitete es als Direktor bis Ende der Spielsaison 1931. Am 31. August 1928 fand dort die Welturaufführung der *Dreigroschenoper* von Brecht/Weill statt. 1933 ging Aufricht ins Exil in die Schweiz; später nach Frankreich und in die USA. 1953 kehrte er nach (West-)Berlin zurück. Er starb 1971 in Cannes.

Ernst Josef Aufricht

UND DER HAIFISCH,
DER HAT ZÄHNE

Aufzeichnungen eines Theaterdirektors

Mit einem Nachwort
von Klaus Völker



Alexander Verlag Berlin

Narra si quid habes ut iustificeris
Isaiae 43, 26

Der Verlag dankt Klaus Völker für seine Hilfe und Unterstützung!

Diese Ausgabe folgt der deutschen Erstausgabe, die 1966 unter dem Titel *Erzähle, damit du dein Recht erweist* im Propyläen Verlag Berlin erschien. Die Titeländerung erfolgte auf Wunsch von Ernst Josef Aufrichts Sohn, Mr. Michael Alford.

Umschlagabbildung: Plakat für Brechts *Dreigroschenoper*, 31. August 1928. Abdruck mit freundlicher Genehmigung der Sammlung Megele/Süddeutsche Zeitung Photo.

Durchgesehene Neuausgabe 2018

© by Alexander Verlag Berlin 1998

Alexander Wewerka, Fredericiastr. 8, D-14050 Berlin

info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten

Satz/Layout/Umschlaggestaltung: Antje Wewerka und Anke Geidel

Druck und Bindung: Bookpress.eu

ISBN 978-3-89581-472-3

Printed in the E. U. (August) 2018

FÜR MARGOT



Ernst Josef Aufricht, ca. 1914

I

Ich wurde in Beuthen, Oberschlesien, in der Bahnhofstraße, wo laut Heeresbericht die ersten Granaten des Zweiten Weltkrieges einschlugen, Ende des vorigen Jahrhunderts geboren. Aus meiner frühen Kindheit erinnere ich mich an ein einziges Erlebnis: Ich hopste auf dem Bett meiner Eltern herum und schlug mit der Nase auf eine Kante. Ich bohrte mein Gesicht in ein Kissen. Als ich mich aufrichtete, sah ich einen Blutfleck. Ich versuchte es nochmals, tupfte hier und dort auf das weiße Leinen, sah viele rote Flecken, entsetzte mich und schrie fürchterlich. Seitdem hat Blut für mich etwas Erschreckendes.

Wohl um mich von der Angst zu befreien, ging ich als Junge in ein Schlachthaus. Ich stand dabei, als eine Kuh mit einem Hammer niedergeschlagen und dann abgestochen wurde. Vor Schreck ließ ich meinen Gaius Julius Caesar, ich hatte Schulbücher unter dem Arm, in die Blutlache fallen. Ich fischte das Buch heraus, die Furcht, ein Schulbuch verdorben zu haben, war größer als mein Ekel. Unter einem Brunnen wusch ich die Blutflecke ab, und da man alle Schulbücher zu der damaligen Zeit in blaues Glanzpapier einband, tauschte ich zu Haus den Umschlag gegen einen anderen aus.

Als ich vier Jahre alt war, zogen wir in das benachbarte Gleiwitz. Dort wurden noch zwei Brüder geboren. Jede Geburt war mit dem Auftauchen einer Amme verbunden. Sie kamen vom Lande und waren ländlich gekleidet. Sie trugen mehrere Röcke übereinander und dazu dreiviertellange, vorn zugeknöpfte, glatt herunterhängende Jacken aus buntem Kattun. Sonntags waren die Jacken aus Seide, unten mit einer handbreiten Spitze besetzt. Die Ammen waren jung und üppig. Man sah sie große Quantitäten von Milch und Malzbier trinken, wozu sie zur

Steigerung der Muttermilch verpflichtet waren. Sie rochen süßlich und nach Frau. Sie blieben und nährten die Säuglinge drei bis sechs Monate. Sie kamen zu jedem Geburtstag der Kinder und erhielten als Geschenk ein Goldstück. Meine Amme hieß Valeska Kroker. Von ihrem Ammengeld hatte sie sich goldene Schneidezähne machen lassen.

Unsere Wohnung war auf der Kaiser-Wilhelm-Straße. Eine Diele führte in das Esszimmer, das Herrenzimmer und den Salon. Diese Räume unaufgefordert zu betreten, war uns Kindern verboten.

Die Möbel waren aus Edelhölzern und handgearbeitet. Sie wurden von der Firma Pfaff in Breslau geliefert. Da sie dem allgemeinen Zeitgeschmack angepasst waren, unterschieden sie sich nicht von der Konfektion. Im Esszimmer reichte das große reichgeschnitzte Buffet aus braunem Nussbaum beinahe bis an die Decke. Es hatte einen massiven dreitürigen Sockel, in dem das Meißener Porzellangeschirr und der Silberkasten untergebracht waren, darüber drei Schubladen, angefüllt mit den Gegenständen, die für die täglichen Mahlzeiten der Familie gebraucht wurden, Bestecke, Messerbänkchen, Servietten, Serviettenringe und Tischtuch. Die Türen des oberen Teils waren mit Butzenscheiben verziert. Auf dem Vorsprung des Sockels stand ein silbernes Tablett mit einem gehämmerten Silberservice für Kaffee und Tee zur Schau. An dem ausziehbaren Esstisch konnten achtzehn Personen sitzen. Acht steife und hohe, mit Leder bespannte Stühle standen um ihn herum, die anderen waren an den Wänden verteilt. Über der Anrichte, die zwei vierarmige silberne Leuchter und mehrere Kristallschalen dekorierten, hing ein schmunzelnder Mönch mit einem Weinglas in der Hand, von Eduard Grützner gemalt. Der Boden des Esszimmers war mit einem vielfarbigen Perserteppich bedeckt.

Mittags Punkt viertel zwei und abends Punkt viertel acht Uhr aßen wir die Hauptmahlzeiten. Es wurde pausenlos serviert und

eilig gegessen. Mein Vater aß uninteressiert und merkte kaum, was ihm vorgesetzt wurde. Wenn wir beim Abendbrot eine halbe Scheibe Brot verlangten, antwortete mein Vater: »Es gibt nur ganze! Wer eine halbe verlangt, hat keinen Hunger und will nur aus Genüßlichkeit essen.«

Sobald das Mädchen nach dem Abendbrot abgedeckt hatte, holte meine Mutter ihre Schreibmappe an den Esstisch und brachte das Haushaltsbuch in Ordnung. Mein Vater setzte sich auf einen Lehnstuhl, der im Erker stand und las den *Oberschlesischen Anzeiger*, die *Breslauer Neuesten Nachrichten* und das *Berliner Tageblatt*. Die Zeitungen mussten in tadellosem Zustand gefaltet sein, niemand sollte sie vor ihm gelesen haben. Das Gelesene ließ er zu Boden fallen. Wenn sie allein waren, gingen die Eltern um neun Uhr zu Bett.

Das Herrenzimmer war im Gegensatz zum Esszimmer und zu dem Salon dunkel gehalten. Der Tür gegenüber hing eine Kopie von Böcklins *Toteninsel*. Ein dunkelroter Teppich bedeckte das Parkett. Die Möbel waren aus Eichenholz und fast schwarz gebeizt. Ein Bücherschrank mit Glasfenstern enthielt alle deutschen Klassiker, den *Großen Brockhaus*, *Brehms Tierleben* und viele Gesamtausgaben von Unterhaltungsschriftstellern, deren Namen heute vergessen sind.

Als Sextaner erwischte man mich, als ich im *Brockhaus* »Embryo« studierte. Der Bücherschrank wurde verschlossen und der Schlüssel abgezogen.

An Sonntagen wurde an dem runden Spieltisch Karten gespielt. Das einzige Spiel, an dem mein Vater sich beteiligte, war Poker. Ein stattlicher Mann mit einem Monokel, das an einem schwarzen Band hing, war der Generaldirektor Schalcha von der Oberschlesischen Eisenindustrie, der sich jeden Sonntag zum Poker einfand. In der ganzen Stadt kannte man seine schönen Rappen, und später fuhr er das erste elektrische Automobil in Oberschlesien. Gepflegt und elegant verbreitete er Wohlgerüche.

Ein anderer Spieler war Herr Schindler, von Beruf Getreidehändler, den wir Jungen liebten. Ein magerer Mann mit einem Spitzbauch, einem spitzen Gesicht und einer hohen, krähenartigen Stimme. Er war verheiratet und ohne Kinder. Wir gingen gern in sein Haus, da er viele Tiere besaß, mehrere Hunde, einen Affen und einen sprechenden Papagei. Wir durften mit ihnen spielen und wurden von dem Ehepaar verwöhnt.

Mein Onkel, Dr. Paul Königfeld, ein Vetter meiner Mutter und unser Hausarzt, war ein regelmäßiger Sonntagsgast und gehörte ebenfalls zu den Pokerspielern. Groß, breitschultrig, mit einem männlichen Gesicht mit vielen Schmissen, trug er wie Kaiser Wilhelm II. einen aufgewirbelten Schnurrbart. An Kaisers Geburtstag zog er seine dunkelblaue Oberstabsarztuniform an, und ich bewunderte ihn, obwohl er, um seinen ärztlichen Rat gefragt, wie man meine Ängste beim Einschlafen bekämpfen sollte, »den Hintern vollhauen und finster machen!«, verordnete. Von diesem Schrecken befreite mich ein in Breslau konsultierter Kinderarzt, Professor Czernin, der ein Nachtlicht empfahl.

Wenn das Spiel beendet war, wurde ich hereingerufen und durfte mit einer verschlossenen Metallbüchse für die Waisenkinder sammeln. Da ich oft auf Anordnung meines Vaters als Strafe kein Taschengeld erhielt, polkte ich mit einem Messer und mit schlechtem Gewissen manche Münze aus der Büchse und gelobte mir, diese Anleihen bei Gelegenheit an die Waisenkinder zurückzuzahlen.

Der Salon wurde nur bei größeren Festlichkeiten geöffnet. Die Leinenüberzüge, welche die Möbel vor Staub und Sonne schützten, wurden dann abgenommen. Sofa und Fauteuils waren mit zweifarbig gestreifter schwerer Seide bespannt, ebenso die Stühle mit den vergoldeten nachgemachten Rokokobeinen und die Bank vor dem Mahagoniklavier, auf der zwei Personen Platz hatten, um vierhändig zu spielen. Ein venezianischer

Lüster, den die Eltern von der Hochzeitsreise aus Venedig mitgebracht hatten, klirrte leise, wenn die Mieter über uns hart auftraten. Auf einer Majolikasäule stand ein Mohr mit buntem Turban in einer grün-rot lackierten Gondel mit einer vergoldeten Ruderstange in den Händen. In dem Salon hing außer einem prunkvollen venezianischen Spiegel ein Porträt meiner Mutter im Dekolleté mit einem breiten, mit Straußenfedern garnierten Hut, gemalt von Eugen Spiro, der sich einige Monate in Oberschlesien aufgehalten und in großer Schnelligkeit Porträts von wohlhabenden Frauen angefertigt hatte. Auf dem Boden lag ein Aubussoneteppich.

Diese Pracht beeindruckte mich. Hier spielte sich das große Leben ab. Eine Tante, die Soubrette werden wollte, wurde schleunigst an einen Bruder meines Vaters verheiratet. Sie war hochbusig, schwarzhaarig, hatte große, dunkle und blanke Augen und einen sinnlichen Mund. Die Lebemänner der damaligen Zeit, wenn sie unter sich waren, hätten sie ein Teufels- oder Rasseweib genannt. Wenn einer sie auf dem Klavier begleitete, sang sie Lieder, bei denen die Männer so merkwürdig lachten. Während sie sang, wurde dem Personal das Servieren von Erfrischungen untersagt. Ich schlich mich an das Schlüsselloch und hörte das »Lied vom Klopfgeist«, der beim Tischrücken im Finstern erscheint:

»So ein kleiner, entzückend gemeiner Klopfgeist,
der auf geht und nieder,
das machen wir morgen wieder!«

Oder das Chanson von der Tochter, die nicht gern Klavier übte, aber angehalten wurde, Sonaten zu spielen. Von der Gouvernante wurde sie zu dem Klavierlehrer begleitet und abgeholt. Die Mutter fragte sie, wie sie heute gespielt habe – da sang die Tante Else mit Gefühl und Leidenschaft:

»Ach Mutter, ich habe heute eine Sonate gespielt!
Du weißt doch, wie das ist!
So la – la, la – la – la – la – la! Dass man es nie vergisst!«

Wieder lachten die Männer so merkwürdig, und die Frauen kicherten, und ich merkte mir die Texte, um später zu erfahren, was sie bedeuteten.

Im Gegensatz zu den vorderen Räumen war der hintere Teil der Wohnung düster. Die Fenster führten auf einen Hof. In diesem Teil waren die Schlafzimmer unserer Eltern, und hier lebten wir drei Jungen mit unserem Kinderfräulein.

Am Ende des Korridors in einer hohen, schmalen und dunklen Kammer, die wie eine Kajüte aussah, lagen in drei Schichten die Köchin, das Stubenmädchen und die Winteräpfel übereinander. Wenn die Tür aufstand, was sie nicht sollte, kam aus der Kammer ein merkwürdiger Dunst, eine Mischung von Äpfeln und Menschen.

Die Köchin hieß Anna. Sie gab ihren Lohn der Kirche. Sonntags trug sie einen Ring. Er war geweiht, und sie sagte, sie sei eine Braut Christi. Wenn sie nicht beschäftigt war, ging sie früh zu Bett. Sie stand jeden Tag vor fünf Uhr auf, um in die Frühmesse zu gehen. Sie war ruhig und heiter und eine gute Köchin. Das Stubenmädchen hieß Martha. Sie war lang und dürr. Sie verlobte sich mit dem Friseur, der täglich morgens zu meinem Vater kam und ihn rasierte. Wenn die Eltern abends ausgingen und die Anna schlief, kam der Friseur, der drei Köpfe kleiner war als seine Verlobte, in die Küche. Sie standen, und er hielt sie umschlungen. Ich kroch, wie ich es bei Karl May gelernt hatte, auf dem Bauch lautlos an die halboffene Küchentür und hörte, wie der Bräutigam immer wiederholte: »Aber, Marthel, warum willst du denn nicht? Kaiser und Könige machen es doch auch?«

Ich sah sie bei ihrer Hochzeit im Brautkleid. Er schwitzte in einem schwarzen Anzug mit einem hohen Stehkragen. Beide

hatten große rote Hände. Er machte ein eigenes Geschäft auf. Sie half ihm beim Rasieren und seifte die Herren ein. Der Laden warf nicht genug zum Leben ab, und Martha kam öfters, um meinen Eltern vorzuweinen und sich von ihnen aushelfen zu lassen.

Als Ältester hatte ich ein eigenes Zimmer mit den üblichen Aquarien und Terrarien und vor allem mit einem von meinen Eltern ausrangierten Trichterphonograph, auf dem ich unzählige Male dieselben Operettenschlager spielte. Auf der runden Walze schepperte die Membrane, und die Stimmen klangen zu hoch und gepresst am Anfang, wenn die Feder frisch aufgezogen war, und zu tief am Schluss, wenn die Feder nachließ:

»Lehn deine Wang' an meine Wang'
Bei Flöten und bei Geigenklang... –
Das sind die Dollarprinzessen,
Die Mädchen aus purem Gold...«

Zum ersten Mal hörte ich Professionelle, Leute, die es gelernt hatten, etwas vorzutragen. Als ich die Walze erstmalig abspielte, fühlte ich mich spontan zugehörig.

Am Abend, wenn die Dämmerung anfing, tummelten sich auf dem Hof Ratten, die unheimliche Pfeif- und Quietschgeräusche von sich gaben. Diese im Zwielflicht hin- und herjagenden Tiere machten auf mich nicht den Eindruck, als ob sie spielten, sondern mit Bosheit und Hass sich befehdeten. Ratten mit ihren nackten Schwänzen sind die einzigen Tiere, vor denen ich einen Ekel habe. Mit allen anderen, auch Spinnen, Kröten, Mäusen oder Schlangen, kann ich mich befreunden. An einer Katze kann ich nicht Vorbeigehen, ohne sie zu bewundern und, wenn sie es erlaubt, es ihr mitzuteilen.

Antonienhütte in Oberschlesien war größer als ein Dorf und kleiner als eine Stadt. Dieser Marktflöcken bestand aus Straßen

hässlicher Mietskasernen für Arbeiter, einigen gepflegten Häusern für Beamte der Grubenverwaltung und ein paar von Gärten umgebenen Villen der Direktoren. Um den Marktplatz, in Schlesien Ring genannt, waren die verschiedenen Läden und ein Hotel gruppiert. Ein großes, stattliches Haus bewohnte der reiche Moritz Koplowitz. Er war Spediteur. Er beförderte alles Bewegliche über der Erde und beschäftigte viele Pferdegespanne unter der Erde. In den Kohlengruben, hunderte Meter tief, zogen die Pferde von Koplowitz die Kippwagen mit Kohle gefüllt zu den Förderkörben. In diesen Förderkörben wurden die jungen Pferde unter die Erde hinuntergelassen und kamen an das Tageslicht, wenn sie alt oder arbeitsunfähig waren. Von der plötzlichen Helligkeit erschreckt, schrien sie, manche erblindeten.

Moritz Koplowitz war ein Pferdenarr. Zu seinem Vergnügen fuhr er herrliche Rappen, ungarische Jucker, die er in ihrer Heimat für seine Kutschen einkaufte.

Klein und stämmig, mit einem dicken Schnurrbart und listigen Augen, verheiratet mit einer großen starkknochigen Frau, war er mit seinem Einkommen und mit der Welt zufrieden. Seine Frau hieß Ida. Ihre Schwester Flora, ein gutgewachsenes hübsches Mädchen, lebte als Ziehkinder im Hause Koplowitz. Sie galt als arm, neben ihrer Aussteuer bekam sie eine Mitgift von nur 20 000 Mark, die ihr Schwager zur Verfügung stellte. Zu ihrer Hochzeit mit meinem Onkel Hugo fuhr ich, zehn Jahre alt, mit den Eltern nach Antonienhütte. Die beiden jüngeren Brüder blieben mit dem Kinderfräulein zu Haus.

Wir waren früh aus dem nahe gelegenen Gleiwitz mit dem Zug abgefahren und wurden von einer Kutsche am Bahnhof abgeholt. In allen Zimmern im Hause Koplowitz wimmelte es von Gästen. Während die Erwachsenen auf das Standesamt gingen, wurde der Sohn des Hauses, Erich – wir waren gleichaltrig –, mit mir spazieren geschickt. Sein Vater gab ihm ein Fünfmarkstück: »Kauft euch Schokolade, Jungs!«

Ich hatte 20 Pfennig Taschengeld in der Woche, wir drei Brüder wurden nicht verwöhnt und mit Geld knappgehalten. Manchmal gab ich 10 Pfennig für Schokoladenplätzchen aus. Für fünf Mark Schokolade war für mich unvorstellbar. Vielleicht werden wir mehrere Tafeln Lindt oder ein Pfund Konfekt, wie es die Eltern den Gästen aufwarteten, oder etwas Neues, mir Unbekanntes, kaufen. Der junge Koplowitz machte einen Umweg, um zu den Läden zu kommen. Er hatte es nicht eilig. Auf dem Ring war Wochenmarkt. Er kaufte für fünf Pfennig zwei Bund Radieschen und gab mir das eine. Wir aßen. Er ging mit mir nach Haus. Ich war zu schüchtern, um ihn wegen der Schokolade zu fragen. Meine Enttäuschung fühle ich noch heute.

In einem Vereinshaus, in einem großen düsteren Saal, war eine Hufeisentafel für hundert Gäste gedeckt. Anstelle von Tischkarten gab es zentimeterdicke Scheiben von dem Stamm einer Fichte. Der Baum hatte den Durchmesser eines mittleren Tellers, die Rinde war nicht entfernt, die beiden Seiten waren poliert. Auf der einen klebten die Fotos des Brautpaares, ihre Namen und das Datum waren eingebrannt, ebenso auf der anderen Seite die Namen der Tischgäste. Diese Tischkarten aus Holz erinnerten an den Beruf des Bräutigams, der wie mein Vater Holzgroßhändler war. Als Onkel Hugo heiratete, war er nicht mehr jung und hatte einen Bauch. Mein Großvater, der einen Junggesellen als Schandfleck in der Familie ansah und von seinen Kindern keinen Widerspruch duldete, hatte diese Verbindung angeordnet.

Wir waren versammelt. In der Mitte des Saales stand ein Baldachin, vier männliche Ehrengäste hielten die vier Stützen aufrecht. Ein Geiger und ein Mann am Klavier spielten den Hochzeitsmarsch aus *Lohengrin* »Treulich geführt«, die junge Tante im weißen Kleid und Schleier, den Myrtenkranz im Haar, am Arm meines Onkels im Frack, durchquerte den Saal. Sie stellten sich unter den Baldachin. Sie war sehr aufgeregt, und als der

Rabbiner nach Beendigung der Zeremonie mit großem Pathos von Dankbarkeit predigte, fing sie zu weinen an.

Ich fand alles so traurig, ich schluchzte laut. Meine Mutter führte mich hinaus und drohte mir, mich zu Bett zu bringen, wenn ich nicht sofort zu heulen aufhörte. Vielleicht galten meine Tränen der entgangenen Schokolade.

Ich wartete immer auf die Ferien, die wir an der See oder im Gebirge verbrachten. Es kam mir vor, als ob ich aus dem Dunklen ins Helle fuhr. Wenn die Eltern ins Ausland reisten, schickten sie mich in eine Ferienpension.

Sie hieß Eva. Sie war zwölf Jahre alt, ich elf. Sie hatte einen langen braunen Zopf und ein Katzengesicht mit einer breiten Nase und schmale grüne Augen. Sie bewegte sich wie ein Junge. Wir waren beide mit anderen Kindern für die großen Ferien in Schmiedeberg im Riesengebirge bei drei älteren Fräulein untergebracht. Ich liebte sie jeden Tag mehr. Als die Ferien zu Ende gingen und der letzte Tag kam, musste etwas geschehen. Ich zergrübelte meinen Kopf, wie ich es anstellen könnte, sie zu berühren. Ich fand nicht einmal eine Gelegenheit, ihr die Hand zu geben. Am Nachmittag nahm ich allen Mut zusammen. Sie saß im Garten in einer Kolonnade auf einer Bank. Ich fragte sie, ob ich ihre Warze wegmachen sollte. Sie hatte eine am rechten Mittelfinger. Sie sagte: »Bitte.« Ich ging ins Haus und holte ein Etui aus braunem Karton, auf dem »Hausapotheke« stand.

Wenn man die beiden Teile auseinanderzog, roch es nach Baldrian. Es enthielt kleine Fläschchen mit Medizin, eine Mullbinde, blutstillende Watte und Englisch Heftpflaster. Ich wählte ein Fläschchen mit der Aufschrift »Hoffmannstropfen« und sagte zu ihr: »Gib mir deine Hand.« Ich tröpfelte einige Tropfen auf die Warze, und ich hielt ihren Finger. Es war so schön, dass ich sie fragte, ob sie mich heiraten wollte. »Gern«, sagte sie. »Dann müssen wir uns schreiben.« Sie hielt es für eine gute Idee, aber damit andere nicht lesen können, was wir einander

mitteilen, sollten wir eine Geheimschrift verabreden. Von jedem Wort gilt nur der erste Buchstabe. Dann lief sie weg. Ich rief ihr nach: »Deine Warze wird langsam eintrocknen.« Ich war stolz und glücklich.

Von zu Hause schrieb ich mehrere Briefe. Morgens vor der Schule konnte ich den Briefträger selbst fragen, ob er etwas für mich hätte. Mittags tat es meine Vertraute, die Köchin Anna. Ich wartete lange. Endlich kam ein gelbes Kinderkuvert. Den Brief trug ich bei mir und habe ihn viele Male gelesen. Sie schrieb: »Lieber Ernst! Wie geht es dir? Mir geht es gut. Auch meinem Bruder, den du nicht kennst. Deine Fink Richard Alfred Uhu Eva«.

Ich schrieb sofort, es kam keine Antwort mehr. Ich schrieb wieder und erhielt eine Karte, auf der ihr älterer Bruder mir mitteilte, dass sie an Scharlach erkrankt sei und nicht schreiben dürfe. Ich grämte mich sehr, dachte viel an sie, aber schrieb nicht mehr. Es verging ein Jahr. Die großen Ferien kamen, und diesmal wollten meine Eltern mich nach Jannowitz im Riesengebirge in Pension geben. Ich wollte unter keinen Umständen wieder in eine Pension. So wurde bestimmt, dass ich zu Tante Else und ihren Kindern, meinem jüngeren Vetter Heinz und seiner Schwester Käthe, fuhr. Plötzlich kam ein Brief aus Breslau. Sie fragte mich, ob ich in den Ferien nach Jannowitz käme. Nachdem ich mein ganzes Unglück erfasst hatte, wurde mir schwarz vor den Augen. Durch das offene Fenster meines Zimmers kam ein Wind. Ich lag auf dem Fußboden und hielt den Brief in der Hand.

Am Abend vor meiner Abreise hörte ich die Eltern tuscheln, ich sollte keinesfalls mit Richard zusammenkommen. Am nächsten Tag wurde ich auf die Bahn gebracht. Sofort nach meiner Ankunft versuchte ich meinen Vetter Richard zu sprechen, stieß aber auf Granit. Durch einen Zufall traf ich ihn auf der Straße. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, dass er schon ein Mädchen

geküsst hätte. Er lächelte überlegen, wie nur ein Primaner einen Quartaner anlächeln konnte. »Ich habe ganz andere Sachen mit Mädchen gemacht.« Ich bewunderte ihn so aufrichtig, dass er ausführlich wurde. »Wie könnte ich so etwas machen?«, fragte ich. »Du hast es ganz leicht. Das Kinderfräulein bei deiner Tante wird dir schon helfen, grüße sie von mir.« Ich grüßte sie und bat um ihre Hilfe, sie tat so, als ob sie mich nicht verstände, und ich glaubte, Richard hätte mich angelogen. Als ich das Haus verließ, hörte ich einen Pfiff. Ich drehte mich um: An einem Mansardenfenster stand das Fräulein und zeigte ihre Brüste. Ich ging sofort zurück und, da kein Erwachsener im Hause war, direkt in die Mansarde. »Es geht schon mit dir«, sagte sie.

Jedes Mal wenn ich aus den Ferien nach Haus kam, fiel mir auf, dass es sich schwer atmen ließ. Die Luft war grau und verschmutzt. Zweimal am Tage musste man den abnehmbaren weißen Kragen wechseln. Die konzentrierte Industrie, die Eisen- und Hüttenwerke und die vielen Kohlengruben verdunkelten den Tag mit Rauch und Ruß.

In den oberschlesischen Kleinstädten lebte neben einer Minorität von Bürgern die große Masse von schlechtbezahlten, beinahe in Lumpen gekleideten Arbeitern. Jeden Freitagabend waren die Straßen überfüllt mit torkelnden, streitsüchtigen Männern, die mit ihrer Löhnung in den Kneipen sich betranken. Die Kneipen waren Säle ohne Sitzgelegenheit mit langen Theken. Für zehn Pfennige gab es ein Glas starken Fusel mit ein paar Tropfen Himbeersaft, »Gestreifter« genannt. Da die Kinder der Arbeiter aus Mangel an Waschgelegenheit und Seife schlecht rochen und da wir von den Erwachsenen immer vor den betrunkenen Männern gewarnt wurden, hatten wir einen Abscheu vor diesen Menschen. Ich erinnere mich an Heldengeschichten vor dem Ersten Weltkrieg von jungen strahlenden Offizieren, die beritten in die streikenden Arbeitermassen sprengten und manchmal, von einem Stein an die Stirn getroffen, vom Pferde sanken.

Dort, wo das Land industriell noch nicht erschlossen war, gab es ausgedehnte Fichtenwälder, Getreide- und Kartoffelfelder. Die flache Landschaft, die dichten Wälder, die meist düsteren stillosen massigen Schlösser und auf dem kargen oberschlesischen Boden die armseligen Dörfer der Kartoffelbauern, die sich auf ihren wenige Morgen großen Ackern nicht ernähren konnten und ihr Leben als Waldarbeiter verdienten, gaben diesem meinem Geburtsland einen melancholischen Charakter.

Ein großer Teil des Grund und Bodens gehörte den oberschlesischen Magnaten. Auf Latifundien von 100 000 Morgen und mehr saßen die Fürsten von Pless, die Grafen Schaffgotsch, die Thiele-Winkler und andere. Die Söhne des niederen Adels, die Herren von und die Barone, sofern sie nicht selbst begütert waren, stellten die Vermögensverwalter, Oberförster und Landräte.

Um ihre Erzeugnisse zu verwerten und ihren Bedarf an Pferden, Komfort- und Luxusgegenständen zu befriedigen, brauchten sie Händler. Zu dieser Zeit bot Oberschlesien den noch nicht lange emanzipierten Juden ebenso große Möglichkeiten wie die Kolonien den Europäern. Als Kohle und Eisen gefunden wurden und Hüttenwerke entstanden, nahm der Handel ein solches Ausmaß an, dass viele der jüdischen Händler reich wurden. Manche, die zu Vermögen und Ansehen kamen, zogen in die schlesische Hauptstadt Breslau. Sie erwarben Villen und Güter und ahmten den Lebensstil des Adels nach. Die Söhne wurden angehalten, zu studieren und akademische Berufe zu ergreifen.

Mein Vater hatte immer etwas vor und war immer in Bewegung. Sein Tag begann um sieben Uhr morgens und endete um neun Uhr abends. Er hatte keinerlei Leidenschaften, er rauchte nicht, er trank kaum Alkohol und war mäßig im Essen. Er wollte nur arbeiten. Mit 61 Jahren war er verbraucht und starb. Er hatte ein durchschnittliches Gesicht mit einem Schnauzbart, trug später einen kleinen Schnurrbart, Bürste genannt. Er war eher klein, wirkte aber nicht so, da er mit Energie geladen so intensiv am

Leben teilnahm, dass er jedermann beeindruckte. Mit vierzehn Jahren trieb ihn eine Ohrfeige seines Vaters aus dem Haus. Aus eigener Initiative schuf er ein großes Vermögen – er gehörte zu den bedeutendsten Holzhändlern im Osten –, etablierte seine Brüder, verheiratete seine Schwestern, gab nach allen Seiten Geld, während er für seine Person bedürfnislos war. Trotzdem liebte man ihn nicht, seine Geldgeschenke waren immer mit Ermahnungen zur Sparsamkeit verbunden, und Leute, die anderer Leute Geld als Geschenk brauchen und annehmen, sind nicht sparsam. Er vergötterte meine Mutter, eine sehr schöne Frau. Auch ich liebte und verehrte sie wie ein überirdisches Wesen. Ihre Ausgeglichenheit und Güte waren das Gegengewicht zu der nervösen Lebhaftigkeit und Heftigkeit meines Vaters. Sie hing an ihrer Vaterstadt Breslau, in der ihre Mutter und viele Geschwister lebten. Im Ersten Weltkrieg, während meiner Militärzeit, übersiedelten meine Eltern mit den kleinen Brüdern. Für meine Mutter, die in ihrer Bescheidenheit ihn nicht dazu veranlasste, führte mein Vater in Breslau ein Haus im großbürgerlichen Rahmen mit einer Villa, Auto, Wagen und Pferden und was sonst zu einem breiten Lebensstil gehört, und kaufte ein Rittergut, eine Autostunde von Breslau entfernt.

Sein ältester Sohn sollte ihm gleichen, und deswegen gingen wir uns aus dem Wege. Ich war ein Tagträumer, mehr faul als fleißig und vollkommen uninteressiert an der Schule.

Ich besuchte in Gleiwitz das Königlich Katholisch Humanistische Gymnasium, das in einem Kloster untergebracht war. Ihm angeschlossen war ein Konvikt, in dem mittellose Jungen logiert und gepflegt wurden, die Priester werden sollten und die, still und zurückhaltend, blass und verpickelt, Winter und Sommer in demselben schwarzen Anzug, einen Teil unserer Klassenkameraden ausmachten. Ein anderer Teil rekrutierte sich aus Bauernsöhnen, die oft erst mit elf Jahren eingeschult wurden und daher noch in vorgerücktem Alter in die Schule gingen.

Sie saßen auf Eckplätzen, da sie sonst ihre langen Beine nicht unterbringen konnten.

Der Unterricht begann um acht Uhr. Die katholischen Mitschüler mussten sich um halb acht Uhr einfinden, da sie täglich die Messe in der Schulkapelle besuchten. Zum Anfang des Unterrichts wurde das »Vaterunser« von Lehrern und den katholischen Mitschülern laut gebetet, die sich vor und nach dem Gebet bekreuzigten. Evangelische und Juden standen stumm dabei. Sonst wurde kein Unterschied zwischen den Konfessionen – weder von Lehrern noch von Schülern – gemacht. Vor Beginn der ersten Stunde konnte man den Direktor auf den Stufen des Hauptportals sehen. Jeder Zuspätkommende musste an ihm vorbei, wurde angehalten und an seinen Klassenlehrer verwiesen, um eine Strafe zu empfangen. Der Direktor war ein großer schwerfälliger Mann mit vornübergeneigten Schultern und einem von rötlichblondem Backenbart umrahmten fleischigen Gesicht, aus dem über einer dicken knolligen Nase ein paar durchdringende intelligente Augen blickten. Ich schwänzte oft die Schule, um von diesem gefürchteten Mann nicht zur Rede gestellt zu werden. Er verbot seinen Gymnasiasten bis zum Abitur zu rauchen, Alkohol zu trinken, ohne Begleitung von Erwachsenen ein Lokal zu betreten, Fußball zu spielen, ein Spiel, das er als verrohend ablehnte. Wir durften keinen Spazierstock tragen, keine auffallenden Krawatten und keine Lackschuhe. Die Kaiser-Wilhelm-Straße sollten wir nur zu einem nachweisbaren Zweck überqueren, denn dort flanierten Mädchen und Jungen und warfen sich Blicke zu. Die Strafen für Übertretungen dieser Verbote waren unbarmherzig.

Auf dem Viehmarkt, einem weitläufigen Platz an der Peripherie der Stadt, der von Eisengeländern eingefasst war, an die an den Markttagen das Vieh angebunden wurde, mischten sich heimlich die Gymnasiasten unter die Fußballspieler. Einer meiner Mitschüler, er hieß Pogszeba, wurde von einem

kontrollierenden Lehrer ertappt und erhielt das Consilium abeundi. Trotzdem gab er nicht auf. Durch eine schwarze Pagenperücke über seinen krausen blonden Haaren glaubte er sich unkenntlich gemacht zu haben, wurde von dem spionierenden Lehrer zum zweiten Mal erwischt und musste die Schule verlassen. Er heiratete eine Witwe mit einem Hutgeschäft und fünf Kindern und zog nach Kattowitz.

Als 1914 der Krieg ausbrach, rief uns der Direktor in der Aula zusammen. Er trat auf das Podium, wir standen auf: »Unser allergnädigster Landesherr, unser geliebter Kaiser und König...« Wir riefen dreimal »Hurrah!«, dann sangen wir »Heil dir im Siegerkranz«, und mancher hatte feuchte Augen vor echter Begeisterung für Kaiser und Vaterland.

»In einer Zeit, in der Tausende auf den Schlachtfeldern fallen«, sagte der Direktor, »ist es frivol, zu lachen.« Er ächtete das Lachen für die Dauer des Krieges. In den Pausen stand er im Hof und beobachtete unsere Gesichter.

Während wir in die Aula gingen, blieb der Sohn des Turnlehrers Pschibulla zurück und stahl rote Wasserschnecken aus dem Aquarium im Zeichensaal. Er verkaufte sie uns pro Stück für 10 Pfennig.

Wenn Ostern herankam, beschäftigte sich der Direktor mit den Unglückswürmern, die zum Sitzenbleiben verurteilt waren. Er erschien in den Klassen, und die Lehrer erbleichten, denn sie hatten dieselbe Furcht vor ihm wie wir. Der Direktor setzte sich auf die letzte Bank und verlangte eine Überprüfung der Verurteilten. Meist änderte er eine Fünf in eine Vier um, und der Betreffende war gerettet.

Keiner meiner Lehrer war ein Pädagoge, keiner suchte Kontakt zu den Schülern. Sie waren ältere Männer oder junge forsche Kandidaten; sich auf ihre Autorität berufend, trugen sie interessiert ihr Pensum in den Unterrichtsstunden vor. Sie verbreiteten eine lähmende Langeweile.

Ich war nicht nur ein schlechter, sondern auch ein rüpelhafter Schüler. Die Schule war für mich eine Kette von Unerfreulichkeiten, gegen die ich unaufhörlich revoltierte. Für meinen Vater war ein Mensch, der seine Pflicht nicht tat, unverständlich. Meine mangelhaften Zeugnisse, sowohl in Leistungen als auch im Betragen, brachten ihn aufs Äußerste gegen mich auf. Ich lebte in einer ständigen Fehde mit ihm. Ich vermied es, wo ich nur konnte, ihn zu sehen; wir sprachen nicht miteinander, und oft bestrafte er mich hart. Meine gütige Mutter suchte zu vermitteln. Es wurde beschlossen, Privatlehrer zu nehmen, um meine Leistungen zu verbessern, mit dem Resultat, dass meine Freizeit beschnitten wurde und mein Widerwillen gegen Lehrer und Schule zunahm.

Gegen Bücher hatte ich keinen Widerwillen. Zu meiner Bar Mizwa bekam ich, wie damals üblich, die gesammelten Werke der deutschen Klassiker. Mit meiner Mutter las ich Dramen und Gedichte. Ich rezitierte sie mit Begeisterung laut in meinem Zimmer.

Einen Vortragskünstler, der eine »Ein-Mann-Schau« darbot, nannte man einen Rezitator. Es gab in meiner Jugend Ludwig Wüllner, eine hohe noble Erscheinung mit einem Römerkopf und silberweißen Haaren, er saß nicht wie die meisten Vortragskünstler an einem Tisch oder Pult, er stand in seinem tadellosen Frack auf dem Podium oder auf der Bühne, er rezitierte Klassiker mit Pathos. Es gab den modernen Ludwig Hardt, der in Hose und Hemd auftrat. Er vermied jedes Pathos. Er setzte sich manchmal auf die Ecke des Tisches und war der Rezitator der Intellektuellen. Es gab den heute noch bekannten gemütvollen und heiteren Joseph Plaut und den Populärsten und Vulgärsten: Marcel Salzer. Er machte sich in heimlichem Einverständnis mit dem Publikum über die Figuren, die er vorführte, lustig. Am Anfang des Ersten Weltkrieges bereiste er Etappe und Heimat, und seine Abende waren ausschließlich patriotisch. Deswegen

verbot die Schule sie nicht, und meine Eltern erlaubten mir hinzugehen. Salzer, ein kleines, breitschultriges Männchen mit wenig Haar, sprang auf das Podium, großer Begrüßungsapplaus und großes Vorschussgelächter. Als Ruhe eintrat, wurde er ernst und berichtete von der Front, dass unsere feldgrauen Jungen unermüdlich und tapfer kämpften, aber in den Ruhepausen auch einmal lachen wollten.

»Nicht nur da draußen unsere Söhne,
Wir brauchen auch mal solche Töne!«,

schloss er seine Rede. Dann kam Nummer Eins des Programms: Eine Patrouille hat zehn Russen gefangen genommen. Der Leutnant kann nur einen Mann entbehren, um die Gefangenen abzutransportieren, er sucht einen aus und instruiert ihn: »Du lässt die Russen in einer Reihe vor dir hermarschieren, dein geladenes Gewehr hast du schussbereit. Wenn einer Miene macht...«, jetzt zwinkerte Salzer ins Publikum, »du verstehst, was ich meine! Also Abmarsch!«

Die Gefangenen und der Soldat rücken ab. Nach längerem Marsch meldet er sich bei dem Hauptmann des Gefangenenlagers: »Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, Soldat Soundso und zehn Kriegsgefangene zur Stelle!«

»Wieso zehn! Ich sehe nur einen, wo sind die anderen neun?«

»Die anderen, Herr Hauptmann, haben unterwegs Miene gemacht!«

Wir brüllten vor Lachen. Das kleine Männchen kam nach vorn, ging nach hinten, lachte mit und verneigte sich viele Male. Dieser Vortragsabend beeindruckte mich so, dass ich beschloss, für meine Rezitationen ein Publikum zu finden. Aber wer sollte mir zuhören? Meine Freunde hätten mich ausgelacht. Ich kam auf die Idee, ihnen vorzuschlagen, Klassiker mit verteilten Rollen zu lesen. Sie fanden meine Idee gut, da ich es für wünschenswert hielt, die Frauenrollen von Mädchen sprechen zu lassen. Es war Krieg, Tanzstunden galten als unpatriotisch. Es

gab keinen plausiblen Grund, abends auszugehen, um uns mit Mädchen zu treffen.

Man machte einen Unterschied zwischen Mädchen der Gesellschaft, das waren Mädchen, die man verehrte und heiratete und die bis zu ihrer Hochzeit kein Geschlechtsteil hatten, und den anderen, die Angehörige der niederen Stände waren und die für den vor- oder außerehelichen Geschlechtsverkehr zur Verfügung standen. Verloren die ersteren vor der Ehe ihre Jungfernschaft, waren sie schwer oder nur mit einer großen Mitgift an den Mann zu bringen.

Einer meiner Freunde war der Sohn des Generaldirektors eines Hüttenwerkes, und eines der vorgesehenen Mädchen hatte einen ebensolchen Vater, der in unserem Hause verkehrte. Mein Vater machte daher keine Schwierigkeiten und gab mir die Erlaubnis. Er legte Wert auf gesellschaftliche Kontakte und hatte Respekt vor Kunst und Bildung.

Wir trafen uns also, zwei Mädchen und drei Jungen, umschichtig am Abend in den Wohnungen der Eltern, die uns begrüßten, mit belegten Brötchen und Himbeerwasser bewirteten und sich dann zurückzogen. Nach dem Essen verteilten wir die Rollen, mancher musste mehrere übernehmen, jeder hatte ein Reclamheft, und wir begannen zu lesen.

Ich hatte mir die Charakterrollen, die Schufte und Intriganten ausgesucht. Ich beachtete nicht, ob gut oder schlecht gelesen wurde, ich berauschte mich an meiner Stimme und an meinen Ausbrüchen und glaubte, dass ich auf die anderen genau so wirkte wie auf mich. Und so war jeder dieser Abende ein Erfolg. Wir bevorzugten die Dramen von Goethe und Schiller. In den Ferien machten wir eine Fußtour durch Thüringen mit dem Endziel Weimar. Selbstverständlich durften die Mädchen nicht mitkommen. Wir nahmen noch einen vierten Jungen mit, er hieß Gottfried Bermann. Er wurde der Verleger Gottfried Bermann Fischer.

Unser Ausmaß von Glück, die Häuser von Goethe und Schiller, die Plätze und Straßen, auf denen diese Männer gegangen waren, betreten zu dürfen, ist heute kaum noch verständlich. In unserem Überschwang kauften wir in einer Buchhandlung *Die Räuber*, setzten uns in einen Park und begeisterten uns laut lesend, zur Verwunderung der Vorübergehenden, am echten Pathos der Schiller'schen Sprache. In den Abendstunden promenierten wir in dem nächtlichen Weimar. Wir kamen in eine enge Gasse, die aus winzigen Häusern bestand. Aus jeder hängte eine ältere, meist fette Dame ihr Dekolleté zum Fenster hinaus und lockte uns hereinzukommen. Ich erklärte meinen Freunden, dass ich einer dieser Einladungen Folge leisten werde. In einer Nebenstraße warnten sie mich vor Raub, Mord und Krankheit. Ich blieb unbelehrbar und ging allein in die Töpfergasse, fragte eine der Damen, die mir in der Dunkelheit nicht gar zu alt und schwammig erschien, nach dem Honorar. Es betrug zwei Mark. Alles andere, Uhr, Geld, Papiere nahmen mir die Wartenden ab. Sie gaben mir fünfzehn Minuten Zeit, dann wollten sie das Haus stürmen, da man mir wahrscheinlich Gewalt angetan hatte. Ich ging in das Haus, legte sofort die zwei Mark auf einen Tisch, das Fräulein machte Licht, ich bekam einen ungeheuren Schreck, sagte: »Entschuldigen Sie!«, und lief zu meinen Freunden. »Wasche dir erst die Hände, sonst steckst du uns alle an!« riefen sie mir entgegen.

Ein Jahr später war ich Soldat. Ich stand um fünf Uhr beim Appell neben einem älteren Kameraden, er war im Zivilberuf Apotheker. Er kam immer im letzten Moment, stellte sich verschlafen und verschwiemelt neben mich und sagte jeden Morgen das gleiche: »Eben habe ich eine Sau herausgeworfen.«

II

Die meisten meiner Freunde, ein oder zwei Jahre älter als ich, waren schon als Kriegsfreiwillige in das Heer eingetreten. Sie kamen in ihren Extrauniformen auf Urlaub, sie wurden von der ganzen Stadt bewundert und warteten mit Ungeduld, an die Front zu kommen. Ich hatte mich bei Kriegsausbruch bei den Ulanen gemeldet, ich verschwieg, dass ich erst fünfzehn Jahre war. Das Mindestalter war sechzehn, so konnte mein Vater verhindern, dass ich genommen wurde. Zwölf Monate später erklärte ich ihm: »Wenn der Krieg zu Ende geht und ich nicht dabei war, erschieße ich mich vor deinen Augen!« Jetzt gab er mir die Erlaubnis, mich freiwillig zu melden. Da die Infanterie die größten Verluste hatte, wurde man bei den anderen Waffengattungen abgewiesen und dorthin verwiesen. Ich aber wollte reiten. Einer meiner Mitschüler, der auf Urlaub kam, bevor er ins Feld ging, orientierte mich, dass das Feldartillerieregiment Nr. 20 in Posen noch Freiwillige annahm. Ich meldete mich, wurde in Gleiwitz untersucht, für tauglich befunden und bekam einen Gestellungsbefehl.

Meine Mutter vergoss viele Tränen, als ich mich von ihr verabschiedete. Mein Vater begleitete mich nach Posen. Wir aßen in dem Hotel, in dem wir abgestiegen waren, stumm unser Abendessen. Am nächsten Morgen forderte mich mein Vater unmotiviert zu einem Spaziergang auf. Er hatte etwas auf dem Herzen. Nach mehreren Ansätzen sagte er ziemlich verlegen, Soldaten steckten sich manchmal an, man nenne das Geschlechtskrankheiten. Wenn mir so etwas passierte, sollte ich mich nicht schämen und es verheimlichen, sondern ihm mitteilen. Wir gingen in das Hotel zurück, nahmen eine Pferdedroschke und fuhren zu dem Rekrutendepot im Fort Grolman – einer früheren Festung,

umgeben von einer hohen Mauer –, es machte einen grauen und finsternen Eindruck. Der Wagen hielt vor dem Tor, das ein Posten bewachte. Ich nahm meinen Koffer, stieg aus und sagte: »Auf Wiedersehen!« – nicht mehr – und ging auf das Tor zu. Ich hörte einen sonderbaren Laut und drehte mich um. Mein Vater saß in der Droschke und weinte.

Ich trat durch das Kasernentor und meldete mich auf der Schreibstube. Ein Gefreiter nahm meine Papiere entgegen und brachte mich auf die Kammer. Ich erhielt eine Uniform, blaues Tuch mit schwarzem Kragen und schwarzen Ärmelaufschlägen, grobe baumwollene Unterwäsche, einen stark geflickten Drillichanzug, eine schirmlose runde Mütze, Krätzchen genannt, das Koppel mit dem Schloss »Mit Gott für König und Vaterland« und Stiefel, die hart wie Stein waren. Der Gefreite setzte mich in einem Mannschaftszimmer ab und wies den Stubenältesten an, mir ein Bett und ein Spind zuzuweisen. Das Spind roch nach Hering wie der ganze Raum, der die Form eines langen Schlauches hatte. Die Tür befand sich auf der einen, das Fenster auf der gegenüberliegenden Schmalseite; beginnend an der Tür standen an langen Wänden auf beiden Seiten dreißig Pritschen, immer zwei übereinander, anschließend die Spinde. In der Mitte waren Böcke aufgestellt, auf denen Bretter lagen, die Tische für die Belegschaft. Jeder hatte einen Hocker zu seiner Verfügung. Zwei Wasserkannen und wenige Schüsseln waren die Waschgelegenheit.

Die Kameraden beachteten mich nicht. Sie waren Infanteristen aus dem zweiten Aufgebot im Alter von etwa 40 Jahren, die keine Märsche mehr leisten konnten und zu Artilleristen umexerziert wurden, um auf dem Geschütz zu hocken oder als Fahrer zu reiten. »Geh in die Kantine und kauf dir Putzzeug, du kannst dein Spind säubern und deine Stiefel wichsen«, sagte der Stubenälteste. Ich zog mich um. Die grobe Wäsche benutzte ich nicht. Die Zivilsachen, die ich nicht behalten durfte, legte

ich in den Koffer, um ihn später abzugeben. Ich zog zuerst die Hose an, dann die harten vielgetragenen Stiefel, in denen ich herumrutschte, da ich nicht wusste, dass die Füße mit Fußlappen umwickelt sein sollten, um die Stiefel auszufüllen, zuletzt den Uniformrock, nachdem ich die schwarze Halsbinde angelegt hatte. Ich setzte die Mütze auf, und der große Moment war gekommen: Ich war ein Soldat!

Aber niemand sah mich an, und es gab keinen Spiegel, worin ich mich sehen konnte. Ich hatte nicht lange Zeit, mich als Soldat zu fühlen, ich musste die Uniform mit dem Drillich vertauschen. Mit dem Krätzchen auf dem Kopf und den plumpen Stiefeln sahen wir jetzt wie Sträflinge aus. Eine Trillerpfeife verwandelte plötzlich alle in Wahnsinnige. Wir rasten durch die Tür und stellten uns in dem engen Korridor auf; ein Unteroffizier brüllte, ob wir Schnecken wären, er würde uns helfen, die Kackstelzen schneller auseinanderzukriegen. Bevor ich mitrannte, machte mich einer aufmerksam, das Spind zu verschließen, sonst würde ich es bei meiner Rückkehr leer vorfinden. Wir standen und warteten eine halbe Stunde, dann kam der Wachtmeister und hielt den Abendappell ab. Nach dem Appell wurde Essen geholt; eine fette Nudelsuppe mit Pellkartoffeln. Ich beteiligte mich nicht daran und aß eine Scheibe von dem guten Kommissbrot. Nach dem Essen war Putz- und Flickstunde. Ich lernte, auf der Knopfgabel die vielen Uniformknöpfe aus Messing und das Koppelschloss blank zu reiben. Vor neun Uhr zeigte mir der Stubenälteste meine Pritsche. Sie lag in der zweiten Etage in der Mitte, in der Nähe eines eisernen Ofens, dessen Rohr direkt über ihr in die Wand mündete. Die blaukarierte Wäsche war benutzt und schmutzig, aber frische gab es erst in einigen Tagen. Unter dem Ofenrohr hatten die Soldaten Drähte gespannt, auf die sie nach dem Exerzieren die durchgeschwitzten Fußlappen zum Trocknen aufhängten. Ich legte mich in meiner Unterwäsche auf die Decke und hielt mir

unauffällig mit dem Taschentuch die Nase zu. Mein Nachbar machte mich aufmerksam, dass es verboten wäre, in Unterhosen und Strümpfen zu schlafen. Wenn der Unteroffizier vom Dienst mich erwischte, würde ich bestraft werden. So kroch ich unter die Decke und erwartete schlaflos den anderen Tag.

Kann ein Einzelner in einer antiheroischen Umgebung ein Held sein? Die älteren Männer, mit denen ich ausgebildet wurde, waren mir keine Kameraden. Sie hatten nur ein Bestreben, sich den Dienst leichtzumachen. Sie schimpften immer wieder, dass man sie von ihren Familien separierte, aus ihrem Beruf herausgerissen hatte, ihre Gespräche drehten sich um Prognosen über das baldige Ende des Krieges, sie kannten nur eine Furcht, an die Front zu kommen. »Willst du blind geschossen werden wie mein Bruder?«, fragte mich einer aufgebracht. Ich blieb für sie der dumme Junge mit Flausen im Kopf. Ich magerte immer mehr ab, kam ins Lazarett, man stellte ein Magenleiden fest und schrieb mich garnisdienstfähig. Ich wurde aus dem Rekrutendepot in eine andere Kaserne eingeteilt und bildete Soldaten aus. Es kam der November 1918. Ich stand in einer aufgeregten Menschenmenge vor der mit Scheinwerfern beleuchteten Kommandantur. Es war das gefürchtete Machtzentrum, in dem sich Schicksale entschieden, gegen dessen letzte Entscheidung über Leben und Tod es keinen Widerspruch gab.

An diesem Abend fuhr nicht wie sonst der kommandierende General mit seinem Adjutanten vor. In dem ankommenden Wagen saßen vier Matrosen. Sie trugen rote Armbinden. Sie stiegen aus und die Freitreppe empor. Die Menschen warteten lautlos. Die Wachen versperrten ihnen nicht den Weg. Sie stellten die Gewehre an die Wand und umarmten ihre Kameraden. Ein ungeheurer Jubel brach los. Das Ende des Krieges war gekommen.

Es war das erste politische Ereignis, dem ich mit Bewusstsein begegnete. Das Unmögliche war geschehen, die allmächtige Militärmaschine war zerbrochen. Die Menschen auf der Straße

schrieten und lachten, viele umarmten sich, Soldaten hakten ihre Koppel auf und ließen sie zu Boden fallen. Es wurde nicht mehr »Heil dir im Siegerkranz« gesungen.

Ich demobilisierte mich selber. Ich hielt mich noch in Posen auf, als die polnische Annektion der Provinz und seiner gleichnamigen Hauptstadt im Anlaufen war. An allen wichtigen Verkehrspunkten der Stadt waren von polnischen Zivilisten, viele noch in der deutschen feldgrauen Uniform, Maschinengewehre aufgestellt. Sie traten nicht in Aktion. Der schier endlose Weltkrieg und seine wirtschaftlichen Folgen hatten Polen und Deutsche bis zur Apathie gebracht. Keiner wollte kämpfen.

Die Umwandlung von Deutsch-Posen in Polnisch-Posen verlief bis auf wenige Einzelfälle von Plünderungen reibungslos. Wohlhabende Deutsche zogen fort. Bevor ich Posen verließ, wollte ich mich von einem Mädchen verabschieden. Ich stieg in eine Pferdewagen und sagte in deutscher Sprache dem Kutscher, wohin ich fahren wollte. Zwei polnische Männer öffneten die Wagentür: »Raus, du deutsches Schwein! Jetzt sind wir an der Reihe!«

Einige Monate vorher hatten wir auf den Exerzierplätzen die Rekruten gefragt: »Wie heißt dein Kaiser?« Keine Antwort. »Das weißt du nicht, du polnisches Schwein? An die Reitbahn, marsch, marsch!«

Plötzlich schloss Warschau die Grenzen nach Deutschland. Das erste Mal in meinem Leben musste ich fliehen und alles, was mir gehörte, stehen und liegen lassen. Befreundete Polen brachten mich durch die Sperren am Hauptbahnhof in einen Sonderzug für deutsche Autoritäten, die von den Polen die Erlaubnis hatten, nach Deutschland zu fahren.

Ich kehrte zu meinen Eltern nach Breslau zurück.

III

Wie durch einen Nebel sah ich die politischen und sozialen Veränderungen. Mich erregte ein Gedanke, der Schulzwang und der Militärzwang hatten aufgehört, jetzt war ich frei, zu tun, was ich wollte.

Während meiner Militärzeit hatte ich zwei Truppentransporte in die General-von-Pape-Straße nach Berlin gebracht. Dabei erfüllte sich mein größter Wunsch: Ich konnte in das Deutsche Theater zu einer Reinhardt-Inszenierung gehen. Ich sah *Othello* mit Paul Wegener in der Titelrolle. Es war eine brillante Aufführung, aber es fehlte die Hauptsache, die Substanz des shakespeareischen Dramas. Ich war enttäuscht.

Das nächste Mal ging ich in das Theater in der Königgrätzer Straße zu *Erdgeist* von Wedekind. Den Dr. Schön spielte Ludwig Hartau. Wegener war ein Intellektueller, sein *Othello* war eine grandiose Mache. Hartau war der erste große Schauspieler, den ich auf der Bühne sah. Er war die entscheidende Begegnung für den Weg, den ich einschlagen sollte, auf den mich schon der scheppernde Phonograph, der Vortragskünstler Marcel Salzer und das Lesen in meinem literarischen Zirkel verwiesen hatte. Ich wollte Schauspieler werden. Ein Hindernis war zu überwinden: mein Vater.

Mit einem Wandertheater unterzeichnete ich einen Vertrag für das Fach des jugendlichen Bonvivant. Den Direktor beschwindelte ich, ich hätte kleine Rollen am Posener Stadttheater gespielt. Man engagierte hauptsächlich meine gute Garderobe, Zivilanzüge waren nach dem Kriege sehr teuer und schwer zu beschaffen. Die Aussprache mit meinem Vater verschob ich immer von Neuem. In voller Harmonie wurde in der Familie beraten, wo ich mein Medizinstudium beginnen sollte. Die